

Menschliches Ringen und gnadenhafte Vollkommenheit

Zum zehnten Todestag von P. Alfred Delp S. J. (2. Febr. 1945)

Wer die Aufzeichnungen zur Hand nimmt, die P. Delp zwischen Verhaftung und Hinrichtung im Gefängnis zu Tegel niederschrieb: Tagebuchnotizen, Briefe, Betrachtungen und Gebete, der kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier ein Mensch und Christ zur letzten Reife, christlich gesprochen: zur Vollkommenheit gelangt ist. Er wird bestätigen müssen, was P. Delp selbst empfand, als er seine Meditationen über das Vaterunser mit den Worten begann: „Auf dieser absoluten Höhe des Daseins, auf der ich nun angekommen bin...“. Es war tatsächlich — jedenfalls für unser menschliches Erkennen — eine absolute Höhe, sowohl im Sinne echten Menschentums wie auch der Nachfolge Christi. Denn nichts anderes fordern diese, als was wir hier, gleichsam herauspräpariert und ins Licht gerückt, verwirklicht sehen: Lauterkeit, Demut, innere Freiheit, Losschälung von allem Irdischen und von sich selbst, Hingabe an den Willen Gottes, die Bereitschaft zum Tode um des Himmelreiches willen und über alles die Liebe. Könnte man von hierher gesehen sagen, P. Delp (und mit ihm vielleicht manche, die sein Schicksal teilten) sei ein Heiliger gewesen, als er in den Tod ging. Diejenigen, die ihn kannten, werden sich gefühlsmäßig gegen eine solche Bezeichnung, mit der wir gern ganz bestimmte Vorstellungen verbinden, sträuben. Noch jüngst schrieb darum einer seiner Mitbrüder: „Wer P. Delp nur in Bogenhausen (München) begegnete, konnte mit bestem Willen keinen Heiligen in ihm entdecken, schwerlich einen kommenden ahnen“. Andere werden ihm darin beistimmen. Er konnte zwar begeistern und mitreißen, konnte die übernatürliche Welt des Glaubens gegenwärtig machen, weil er sie glaubhaft bezugte. Aber andererseits war er doch wieder zu unausgeglichen, zu sehr dem Augenblick verhaftet und von einem gefährlichen Aktivismus nicht frei. Er lebte aus einer überschäumenden Vitalität und hielt in seiner Kritik nicht zurück. Sollte das alles in den letzten Monaten seines Lebens unter dem Druck der äußeren Situation und im Angesichte des Todes schlagartig anders geworden sein?

Bei einem solchen Zwiespalt der Gefühle, der nicht unbegründet zu sein scheint, dürfte es wohl viele interessieren, wie die innere Welt P. Delps ausgeschaut hat, bevor er in die große Prüfung seines Lebens eintrat. Dank einer (unveröffentlichten) Skizze über sein persönliches Ideal und von Exerzitienaufzeichnungen aus dem Jahr 1938 haben wir darin einen genügenden Einblick.

Was ihn in jener Zeit am meisten umtrieb, war die Frage nach dem Menschen, nach seinen Dimensionen und Rätselhaftigkeiten, nach seiner Geschichtlichkeit, seiner Schicksalhaftigkeit und Freiheit. Sie war nicht rein theoretischer Art, sondern entstieg brennend seinem eigenen Herzen. Er suchte nach einem gültigen christlichen Menschenbild, für sich (für den Orden) und für andere — einem Menschenbild, in das die Möglichkeiten, Anliegen und Nöte der heutigen Zeit eingegangen seien. „Die Frage: ‚Was ist der Mensch?‘ ist wirklich eine Grundfrage unseres Lebens“, schreibt er einem seiner Mitbrüder. „Vor allem gibt es keine religiöse Frage, die nicht im Menschen gestellt und im Menschen gelöst wird. Alle echten religiösen Anliegen treffen und stellen und lösen sich im Menschen. Wohl gibt es ‚menschenfreie‘ Fragen und Abhandlungen der Theologie, des reinen Wissens und Vernehmens. Dort steht Gott gleichsam in sich selbst, ohne Beziehung und Verhältnis nach außen... Aber sobald Theologie ‚Religion‘ wird, steht sie mitten im Menschen, und alle religiösen Fragen sind

auch Fragen nach dem Menschen. Sie sind so sehr Fragen nach dem Menschen, daß dieser ohne ‚Religion‘, das heißt, ohne Beziehung und Verhältnis zu Gott gar nicht richtig gesehen und definiert werden kann“.

Aus dieser Grundbestimmung des Menschen als eines religiösen Wesens ergibt sich nun für ihn eines seiner wichtigsten Anliegen: Wir müssen Gott ernst nehmen, seine Transzendenz und seinen Willen; wir müssen aus dem Monolog, in dem wir uns ständig zu verschließen und abzukapseln suchen, heraus und in ein wirkliches Gespräch mit Gott kommen. Darin spricht sich offenbar seine eigene Unruhe und Not aus. Er selbst hat einen wachen Geist und wache Sinne. Allen Bereichen des Lebens ist er geöffnet. Er möchte sich entfalten, möchte erkennen, erleben und gestalten. Indem ihn aber Dinge und Menschen gefangen nehmen, vernimmt er immer deutlicher die Stimme des Herr-Gottes, wie er sich auszudrücken pflegte, der ihn und seine Kräfte einfordert. Er weicht dem Konflikt nicht aus, sondern stellt sich bewußt den sich aufdrängenden Fragen und sucht sie intellektuell und religiös zu beantworten. Er möchte „der Erde treu bleiben“, aber auch ohne Rückversicherung und Vorbehalte den Sprung in den Glauben hinein wagen und sich dem Wort des liebenden und fordernden Gottes aussetzen. Die Spannung ist um so stärker, als es der Gott der Gnade und des übernatürlichen Lebens ist, dem er in der Kirche, im Priestertum und seinen Ordensgelübden begegnet. Seine Aufzeichnungen spiegeln diese Auseinandersetzungen wider. Sie zeigen, welch großen Wert er den natürlichen Kräften für die Aufnahme der Gnade und der Verwirklichung des Reiches Gottes beigemessen hat. Sein Blick ist im Grunde mehr der Erde als Gott zugewandt; seine Frömmigkeit steht noch stark auf der eigenen Leistung und Entfaltung.

„Der natürliche Mensch“, schreibt er, „ist damit, daß wir von übernatürlicher Ordnung sprechen, nicht einfach weggestrichen. Er behält seine Bedeutung und seine Funktion auch im vollen christlichen Leben. Das vielverbrauchte Axiom ‚Die Gnade setzt die Natur voraus und vollendet sie‘ hat zwar nicht den optimistischen und einfachen Sinn, den wir ihm in der jugendbewegten Zeit unseres Lebens gegeben haben. Aber er besagt zum mindesten, daß für das Wirklichwerden von Übernatur die Existenz von Natur vorausgesetzt wird und zwar die Existenz von einigermaßen sachgerechter Natur . . . Außerdem scheint sich das Gesetz zu bestätigen, daß zur vollen Fruchtbarkeit und auf die Dauer auch zur reinen Tatsächlichkeit von Übernatur Natur in einer qualitätsmäßigen Höhe vorausgesetzt wird“.

In der folgerichtigen Weiterführung solcher Gedanken sucht er genauer nach jenen menschlichen (geistigen und seelischen) Qualitäten, die nach seiner Ansicht die unerläßliche Voraussetzung bilden für die vorbehaltlose Nachfolge Christi im Ordensleben und speziell in seinem eigenen Orden. Er findet sie vornehmlich in der „Entscheidungskraft“ und in der „inneren Mächtigkeit, eigenes und fremdes Sein verantwortlich zu verwalten“. Was sein Ordensstifter Ignatius in den Exerzitien und Konstitutionen am meisten an natürlicher Mitgift von ihm verlangt, so glaubt er, ist „die Kraft des Geistes, aus den gewonnenen Erkenntnissen und Einsichten selbstverantwortliche Folgerungen zu ziehen und Entscheidungen zu fällen . . . Geist, der sich selber besitzt, der elastisch und wendig ist, der in seiner Einmaligkeit werthaft und wertschaffend ist“. Bei solchen Gedanken kann er nicht lange genug verweilen. Hier entwirft er mit beredten Worten das Menschenbild, das ihm schon immer als Ideal vorschwebte und in das er sich geradezu schwärmerisch verliebt. „Dieser Geist muß den Mut zur Entscheidung und den Mut zum Wagnis haben. Ein Geist, der Sinn für Ehre und Einsatz hat. Animi magnitudo (Großmut, Großgesinntheit, Hochherzigkeit) steht oft in den Konstitutionen. Es ist zunächst, aber nur zunächst und vorläufig, gleichgültig, für wessen Ehre dieser Geist Sinn hat. Aber der Mensch, dem Ehre nichts sagt, der nicht innerlich Sinn für Höhe und Vornehmheit und großes Sein hat, der wird auch nicht in der Lage und Fähigkeit sein, zu erfassen, was mit der Ehre Gottes, auf die er sich verpflichten soll,

eigentlich gemeint ist . . . Daß dieses hohe Menschentum . . . ethisch hoch qualifiziert sein muß, ist selbstverständlich. Nicht nur persönliche Größe und persönlicher Adel wird erwartet, sondern auch ein großer innerweltlicher Ernst, der die Dinge in ihrem Eigengewicht und Eigenwert kennt und meistert. Wissende und könnende Menschen werden erwartet“. „Dieses Menschentum hat etwas vom Herrentum an sich. Es ist gereiftes und gestaltetes Leben und es ist vor allem Leben persönlichsten Besitzes. Es verliert sich nicht, sondern schreibt sich irgendwie selbst seine Gesetze . . . Seine volle Form wird dieses Leben . . . erst gefunden haben, wenn in ihm sich die Distanz des Herrentums und der Adeligkeit ausgeglichen haben mit der instinktiven Antwort, die jedes gesunde Sein jedem Wert bereit hält. Irgendwie ist ein solches Leben auf den Menschen selbst ausgerichtet. Rein von seiner materialen Seite aus betrachtet muß es ihn als den Ort der eigentlichen Wirklichkeit, der eigentlichen Entscheidungen meinen und wollen. So ist es verständlich, daß man da von Humanismus spricht“.

Bei diesem Stichwort wird ihm plötzlich deutlich, daß er auf einem Grat geht. Sein Ideal birgt die Gefahr eines unchristlichen Humanismus der Innerweltlichkeit in sich. Er weiß darum, und nicht nur theoretisch. Ohne von diesem Ideal zu lassen, will er starke Grenzpfähle aufstellen, die ihn vor einem Abgleiten in Selbstherrlichkeit, Überschätzung der eigenen Leistung und Vergötzung irdischer Werte bewahren sollen. Drei Wahrheiten und Wirklichkeiten seines Glaubens und seines Ordenslebens scheinen ihm die Gefahren zu bannen, denen er sich durch seine Natur und sein Menschenbild ausgesetzt sieht; sie will er darum besonders pflegen: Die Allwirksamkeit und -gegenwart des Schöpfergottes, die Notwendigkeit und Tatsache der Erlösung sowie das Indienstgenommensein und Zur-Verfügungstehen-müssen auf Grund der Ordensgelübde. Durch die erste dieser Wahrheiten will er sich seiner Abhängigkeit und seines Nichts bewußt bleiben. „Das Herrentum wird zu einem Knechtum und Arbeitertum und Soldatentum. Der ‚Herr‘ wird ein Mensch der ewigen Bewegtheit, des dauernden Auftrags und des dauernden Unterwegs“. Und auch die Dinge verlieren in dieser Sicht ihre Eigenherrlichkeit und damit ihren verführerischen Glanz. Sie können nicht mehr ernst genommen werden, „ohne daß Gott, ihr Grund und Ziel, immer mitgesagt und mitgemeint ist. Außerdem sind sie das Objekt des Gottesdienstes und des Herrenauftrages“. Durch Christus hinwiederum will er sich nicht nur an seine Schuld und Erbärmlichkeit erinnern lassen, sondern noch viel mehr an die „Ausweitung des Seins, der Wirklichkeit und Sendung über eigenes, vorgegebenes Sein und Können hinaus. Was uns ursprünglich zukommt, ist damit in die Zweitrangigkeit und Instrumentalität versetzt worden. Dem natürlichen Sein ist nun die Aufgabe gestellt, bis zur Drangabe seiner selbst jenes Andere zu pflegen und zu erhalten . . . Nur das Obere ist das Schlechthinnige, während das Untere bereit sein muß, ans Kreuz zu gehen und sich zu verlieren um des Oberen willen. Die Gefahr von totem Humanismus und totaler Immanenz ist damit endgültig gebrochen, und doch ist nichts von dem ursprünglichen Auftrag und Gesetz, das Ganze zu meistern, zurückgenommen“. Durch die Erinnerung an die Gelübde endlich will er sich bewußt halten, daß im Orden die „Sendungen und Entfremdungen und Weggaben des eigenen Lebens ihre eigentlichste Form erhalten“ und die Forderungen der Werkzeuglichkeit und des Dienstes ihre letzte Akzentuierung und Steigerung erfahren.

So sehr hier theoretisch entscheidende Korrekturen an der Einschätzung der natürlichen menschlichen Werte und der eigenen Leistungen angebracht sind, so gewinnt man doch den Eindruck, daß P. Delp in dieser Zeit noch stark um sich selbst kreist und die „Sorge um die Pflege eigener Höhe und Größe“ trotz aller religiösen Sublimierung eine zu große Rolle in seinem Bewußtsein spielt. Sein Blick ist noch weitgehend vom „Menschen adliger Höhe und Größe“, von den „ins Göttliche und Unendliche ausgeweiteten menschlichen Möglichkeiten“ gebannt. Und auch die hohen Worte von der „Mystik der Erde, (der) Dinge und des Dienstes an ihnen“ verraten nur zu deutlich, wohin sein Interesse geht. Wenn er auch betont, daß Größe und Höhe des christlichen Menschenbildes „nicht mehr erreichbar sind mit irgend-

welchen humanistischen Ideen und Idealen“, und der Christ „in anderen Maßen denkt und sein Richtmaß das Kreuz ist, das unserem natürlichen Auge und Blick nie aufgeht, weil ein Balken immer quer steht“, so bleibt doch bezeichnend, daß der Schwerpunkt seiner Gedanken nicht bei Gott, sondern beim Menschen liegt. Darum ist es ihm so wichtig, darauf hinzuweisen, daß der Christ dem „Gesetz der Größe und Höhe, nach dem er gerufen wurde, treu bleiben muß bis zur Überwindung und Vernichtung der Größe und Höhe, mit der er antrat“, und daß „die Überwindung der ersten Größe in Wirklichkeit ihre Bewahrung und Steigerung“ bedeutet, „weil aus einem großen Menschen ein Heiliger geworden ist, ein Großer vor Gott“. Wer einmal von sich losgekommen ist und sich an Gott verloren hat, würde nie so betont von „der Größe und dem Adel des Menschentums“ sprechen. — So sind denn die ersten Jahre des Priestertums wohl von einem hohen Idealismus und von religiösem Ernst getragen, zeigen aber auch nur zu deutlich, in welchem inneren Ringen P. Delp sich befand.

Anders als die theoretische Antwort auf die ihn bedrängenden Fragen ist die religiöse, wie er sie in den Exerzitien gibt. Sie ist schlichter in Worten und illusionsloser in der Sache, weil nicht das Ergebnis von Überlegungen, sondern des Gebetes, im unmittelbaren Gegenüber zu Gott. Hier weiß er um seine Schwächen und Gefahren und spricht sie schonungslos aus. Hier zeigt sich aber auch die ganze Ehrlichkeit seines Ringens: nicht mehr um eine heimlich und auf religiösen Umwegen ersehnte und erstrebte *menschliche* Größe, sondern um die evangelische Vollkommenheit in der Nachfolge Christi geht es ihm nun. Im deutlichen Gegensatz zu den oben wiedergegebenen Äußerungen notiert er am 10. Oktober 1938: „Diese Exerzitien sind für mich eine Gnade. Sie zeigen mir, daß da noch eine Schwerpunktverlagerung vorlag, daß vieles zurechtzurücken ist“. Darum ein „ernsthaftes, männliches Streben nach Vollkommenheit, nicht einer Leistung usw., sondern nach christlicher Vollkommenheit“ (21. Okt.). Und ehrlich, ohne alle Umschweife, bekennt er: „Vor Christus stehe ich als Halbling und als Feigling. Da ist noch keine Großmut und noch keine Ehrenhaftigkeit vor dem Herrgott. Die Quellen meiner Sünden und Versager: Unruhe: Zu wenig Stetigkeit. Ich lasse mich zu leicht mitnehmen von Dingen. — Natürlichkeit: Ich verfolge die Dinge zu wenig bis in ihre übernatürliche Wertigkeit. — Stolz: Ich will alles auf mich bauen. Zu wenig Gebetssinn und Gebetstreue. Zu wenig Religion als Bewußtsein der totalen Abhängigkeit von Gott. — Leichtsinn: Zu wenig Ernst und Verantwortungsgefühl vor dem Herrgott. — Überheblichkeit: Ich überschätze mich und unterschätze die anderen. Anmaßung und Lieblosigkeit. — Kurz: Zucht, Dienst, Gebet, Echtheit (13. Okt.).“

So lautet denn die Bilanz seines Lebens auf dem Höhepunkt der entscheidenden Großen Exerzitien: „Der Herr hat mich an vielen Klippen, an denen ich scheitern konnte, vorbeigeführt und vor manchem Schiffbruch bewahrt. Ich schäme mich bitter, wenn ich sehe, wie leichtsinnig ich das Beste meines Lebens aufs Spiel gesetzt habe. Das darf nie wieder geschehen . . . Diese Stunde der Scham und Reue und des Entschlusses soll einen neuen Anfang zwischen mir und meinem Gott bedeuten. Ich will ihn lieben“ (21. Okt.). „Gott hat alles getan, damit ich reüssieren kann. Wie viel und wie oft hat er in mein Leben eingegriffen. Es liegt jetzt nur an mir, ob ich das Minimum an seelischer Offenheit und Ehrlichkeit aufbringe, das nötig ist, um von ihm weitergeführt zu werden“ (31. Okt.). Bisweilen kommt es ihn hart an, in der Trockenheit des Gebetes auszuharren: „Der heutige Tag war sehr mühsam. Fast keine Betrachtung gelungen“ (22. Okt.). Bisweilen überfällt ihn auch die Mutlosigkeit angesichts der Erfahrungen, die er mit sich gemacht hat: „Ich war beinahe daran, den Mut zu verlieren. Der Herr hat mich sichtbar durch soviel Klippen herabgeführt, daß ich ihm vertrauen muß. Ernst machen. Kein Halbling und kein falsarius“ (12. Okt.). „Vertrauen, vertrauen, vertrauen!“ (23. Okt.). „Kleinmut und Verzagen ist Kleinmut an Christus. Er ist alles und hat alle Macht des Himmels und der Erde. Und hat die Zukunft“ (24. Okt.).

Im Lichte der Exerzitien sieht er klar, worauf es bei ihm ankommt, und er ist bereit, alles einzusetzen: „Ich muß den Sprung tun: weg von mir. Die Leidenswoche geht mir an die Natur. Das zeigt, ich bin noch verfangen in mir selbst: natürlich, selbstsüchtig“ (29. Okt.). „Es muß in der Seele eine Schicht geben . . ., die nicht mehr nach Erfolg, Berechtigung, Pflicht usw. fragt, sondern nur noch Offenbarung und Durchbruch der strömenden Liebe Gottes ist“ (27. Okt.). „Das Leiden des Herrn ist die Garantie dafür, daß aus mir noch etwas wird, wenn ich nur ehrlich und echt vor ihm stehe“ (28. Okt.). „Es kommt alles darauf an, daß ich ein großes Herz habe. Die Entscheidungen fallen nicht in der Materie, sondern in der Stellungnahme des Herzens“ (20. Okt.). „Zucht und Innerlichkeit brauche ich zuerst. Sonst fressen mich die schweifenden Gedanken noch auf. Ich glaube, ich nehme als besondere Gewissensforschung die ehrfürchtige Anbetung des in mir wohnenden Gottes“ (21. Okt.). „Im Reich Gottes gibt es keinen Selbmademan. Offenes Herz haben für die Gedanken Gottes und offenes Ohr für seine Führungen“ (1. Nov.).

Und noch einmal auf die dreißig Tage zurückschauend, formuliert er zugleich sein Programm für die Zukunft: „Mein Leben hat sich mir in einem anderen Licht gezeigt und in anderen Umrissen. In vielem muß ich umdenken. Gott war gütig und gnädig und geduldig mit mir . . . Ich habe viel zu sehr draußen gelebt. Zu sehr in der Diaspora des Geistes. Von den Dingen her, die ja Zerstreuung, Auseinander sind. Die Heimat ist drinnen, da wo die Seele und Gott sich begegnen . . . Ich war nicht nur zu sehr draußen, ich war noch viel mehr ‚drunter‘, zu sehr natürlich. Das Eigenständige und Höherwertige und unbedingt Gültige der Übernatur war nicht stark und klar genug in meinem Bewußtsein . . . Ich muß da umdenken. Übernatur, aber nicht als ‚Ordnung‘, sondern als persönlicher, dreipersönlicher Gott . . . Dadurch verliert auch Religiosität, Beruf usw. den Last- und Angstcharakter, den sie bisher gehabt haben . . . Der eigentliche Mensch aber ist der Liebende. Ich bin noch so arm und klein und nichtig, weil ich zu wenig geliebt habe. Ich muß mich loslassen und hergeben“ (1. Nov.). So endigen denn diese Gnadentage in der Freude und in einer neuen Zuversicht: „Freude haben an Christus. Persönliche Freude. Dies ist doch das letzte Wort. Persönliche Hingabe und Kameradschaft halten“ (3. Nov.). „Das ist das größte Geschenk dieser Exerzitien: es ist alles viel wirklicher geworden. Gott, Christus, sein Leben, seine Haltungen, seine Forderungen. Mehr Ernst und mehr Freude habe ich. Ich will mich Gottes Geist ausliefern, und so wird schon alles recht und vieles besser werden“ (5. Nov.). „Dankbar sein, großzügig sein, treu sein — lieben!“ (6. Nov.).

Das alles ist nun nichts Ungewöhnliches. Es zeigt nur das Ringen und Streben eines Menschen, der es ernst mit seinem Glauben und seinem Beruf meint, mehr nicht. Aber gerade das zu sehen, ist wichtig. Ein Mensch kann noch so große religiöse Chancen haben durch die äußere Situation und von der Gnade her. Die Heiligkeit kommt für gewöhnlich nicht wie ein Deus ex machina, sondern hat ihre Vorgeschichte. Und umgekehrt: wer in seinem Ringen nicht nachläßt oder wenigstens immer wieder beginnt, mag er auch noch so geringe „Erfolge“ buchen können, der wird *seine* Stunde erkennen, jene Stunde, die ihm Gott in seiner Liebe bereit hält. Das möchten wir auch von P. Delp sagen: Die große Prüfung seines Lebens traf ihn nicht unvorbereitet. Er hatte in langen Jahren eines gar nicht besonders heiligen, aber überzeugten und strebsamen religiösen Lebens das Rüstzeug gesammelt, um den letzten und entscheidenden Kampf kämpfen zu können. So erkannte er in der immer dichter sich über ihn legenden Dunkelheit seine Stunde und wußte, daß sie ein reines Gnadengeschenk war. Indem er sich im Glauben an Gottes Liebe dieser Gnade überließ, fiel es ihm auf einmal trotz Schmerzen und Tränen nicht mehr schwer, sich und die ganze irdische Wirklichkeit zu lassen, so daß er sich selbst oft wunderte, wie leicht ihm alles wurde, und mitten in den Tränen konnte eine große und geheimnisvolle Freude sein Herz erfüllen. Menschliches Ringen und gnadenhafte Vollkommenheit gehören zusammen und bedingen sich gegenseitig. Das offenbart sich auch in diesem Leben, uns zum Trost und zum Ansporn. *Friedrich Wulf S. J.*